

# Meine Erlebnisse mit dem Zweiten Weltkrieg

1940 - 1945

aus Bissen

Paul Helbach

= +

war Professor in Edd / Hylte

*De profundis clamavi.*

Mit diesen drei Wörtern aus der lateinischen Totenmesse, mit denen Charles Baudelaire eines seiner Gedichte aus "Les Fleurs du Mal" betitelt hat, möchte ich die folgenden Zeilen einleiten. Sie sind der Aufschrei einer geopfert Generation, die ihr Leben einsetzen und ihr Blut vergießen mußte für eine Sache, die nicht die ihre war, für ein Regime, das ihnen zutiefst verhaßt war; ein Alarmschrei, ausgelöst durch die Ängste schwerer Alpträume und schlafloser Nächte.

Meine Erlebnisse zwischen 1940 und 1945 liegen außerhalb der blutigen Erfahrungen, die viele meiner Altersgenossen in jenen Tagen im Krieg und mit dem Krieg machen mußten. Sie sind deshalb nicht weniger nachhaltig, und die Erinnerung an sie ist nicht weniger intensiv und mit Momenten nicht weniger dramatisch.

Zugleich sollen diese Zeilen der Ausdruck eines tief empfundenen Dankgefühls denen gegenüber sein, die in ihrem beispiellosen Patriotismus uns halfen zu überleben.

Geboren in Schieren am 26. 2. 1921 gehörte ich zu den unglücklichen Jahrgängen junger Luxemburger, die unter Hitlers unseliger Macht- und Kriegspolitik am schwersten zu leiden hatten. Dieser Leidensweg begann am 23. Mai 1941 mit der Einführung des obligatorischen Reichsarbeitsdienstes für die Jahrgänge ab 1920. Da in den Kriegsjahren der Reichsarbeitsdienst eine vormilitärische Ausbildung miteinschloß, war hiermit das blutige Schicksal der betroffenen Jahrgänge bereits vorgezeichnet. Am 30. August 1942 erfolgte denn auch die Proklamation der Wehrpflicht für die Jahrgänge 1920 - 24 durch Gauleiter Gustav Simon, Chef der Zivilverwaltung und Gauleiter des Gau Moselland, dem Luxemburg <sup>nachher</sup> einverleibt worden war. Die Jahrgänge 1925 und 1926 wurden 1943, der Jahrgang 1927 1944 eingezogen. Den Rahmen für die Proklamation der Wehrpflicht in Luxemburg gab eine propagandistisch aufgezogene Großkundgebung ab, die vor 9.000 Kundgebungsteilnehmern in der Stadt Luxemburg stattfand.

Die Reaktion blieb nicht aus. Am 31. August riefen die bereits in den Jahren 1940 und 1941 gegründeten Resistenzorganisationen zum Protest- und Generalstreik auf. Der Gauleiter verordnete daraufhin den Ausnahmezustand und das Einsetzen eines Standgerichts. In allen Teilen des Landes wurden aufrechte Luxemburger verhaftet und der Gestapo überstellt. In Esch, in Echternach, in Luxemburg und in Diekirch wurden etwa 300 Schüler und Schülerinnen, die in den Lyzeen und in der Lehrerinnennormalschule dem Unterricht ferngeblieben waren, festgenommen und für drei Monate in Erziehungslager nach Burg Stahleck am Rhein, nach Adenau oder nach Marienthal bei Ahrweiler geschickt.

Ich befand mich in jenen schicksalsschweren Tagen im Lager Drausmühle bei Allendorf, Gau Kassel, zwischen Marburg und Kassel, im Reichsarbeitsdienst, zu dem ich am 25. März 1942 eingezogen worden war. Zuvor war ich in Esch-Alzette, in der heutigen Maison du Peuple am bd. Kennedy, von Dr. Antony aus Kayl gemustert und als k. v., kriegsverwendungsfähig, befunden worden. Und mit diesem Musterungsbescheid nahm mein Kriegsschicksal seinen unerbittlichen Lauf. Mein Gestellungsbefehl zum Arbeitsdienst, den ich in der ersten Märzhälfte erhielt, sah als Sammelstelle den Hof der Primärschule in der <sup>Strasburger</sup> Straße in Luxemburg vor, wo ich mich mit etwa 1.000 Schicksalsgenossen zusammenfand. Die Gemüter waren erregt, die Stimmung aufs äußerste gereizt. In dieser angeheizten Atmosphäre hatte der ranghöchste der luxemburgischen Nazikollaborateure,

Professor Kratzenberg, die Unverfrorenheit, die Einberufung von uns jungen Luxemburgern als einen Ausdruck unserer Einsatzbereitschaft für die Sache Hitlerdeutschlands zu würdigen. Und als er seine Ansprache mit einem Treuebekenntnis zu Führer, Volk und Vaterland abschloß, war dies der Funke, der das Pulverfaß zur Detonation brachte. Die seit der Zustellung des Gestellungsbefehls angestaute Wut und Empörung machten sich in ohrenbetäubenden Buhrufen Luft, in welche die Scharen der Familienangehörigen, die in dichten Reihen die Straßburgerstraße und die Freiheitsavenue, damals Adolf Hitlerstraße genannt, säumten, lauthals einstimmten. Auch als der endlose Eisenbahnzug sich in Richtung Trier, Koblenz in Bewegung gesetzt hatte, ebte die explosive Stimmung nicht ab. Als wir in Niederlahnstein über den Rhein fuhren, flog alles, was an Innenausstattung der deutschen Reichsbahn der Muskelkraft junger aufgebracht Luxemburger nicht Widerstand leisten konnte, inklusive der W.C. Einrichtungen über die Rheinbrücke in den Rhein.

Der Empfang, den man uns am Bahnhof von Allendorf bereitete, war denn auch dementsprechend. Gestreßt durch ununterbrochenes "Hinlegen - Auf", begleitet von teutonischen Kraftausdrücken aus dem allerbesten Wehrmachtsjargon, nahmen wir den Weg zum 6 bis 7 km entfernten Arbeitsdienstlager Drausmühle in Angriff. Dieses lag abgeschieden an einem Waldrand und beherbergte 6 Arbeitsdienstabteilungen zu je 160 Mann. Nach unserer Ankunft wurden wir nach Körpergröße in Züge und Trupps aufgeteilt und zu je 18 Mann in die einzelnen Stuben eingewiesen. Ich gehörte mit meinen 1,86m zum ersten Trupp des ersten Zuges, der sich in der Mehrzahl aus Luxemburgern zusammensetzte, nicht zuletzt deshalb, weil wir zwei bis drei Jahre älter waren als die mit 18 Jahren eingezogenen Reichsdeutschen, mit denen unsere Abteilungen durchsetzt waren. Unsere Körpergröße sollte gleich zu Anfang dem Obertruppführer der Kleiderkammer, einem Bayern, mehr Probleme bereiten, als ihm lieb war. Die Operation des Einkleidens lief folgendermaßen ab: In einer langen Einerreihe vor der Kleiderkammer angetreten, brauchten wir bloß die Arme weit nach vorne zu strecken und alles in Empfang zu nehmen, was durch die offene Tür der Kleiderkammer aus dem Inneren auf uns zugeflogen kam. Jedes Uniform- oder Kleidungsstück, das so angeflogen kam, ganz gleich ob Jacke, Hose oder Unterhose, wurde aus dem Inneren begleitet von einem breiten bayrischen "paßt". Und wie das paßte, speziell bei uns langen Kerls! Die Hosen waren zu klein, die Jacken zu eng, die Ärmel zu kurz. Eine Ausnahme bei dieser Einkleidungsprozedur nach bayrischem Muster bildeten lediglich die Schuhe und Stiefel. Hier fragte der Obertruppführer zwar nach unserer Schuhgröße, hatte aber nicht die entsprechenden Schuhnummern auf Lager. Die Größten von uns hatten durchgängig Schuhgröße 46 oder 47, bis auf eine Ausnahme: Kamerad Jungers aus Lorentzweiler hatte Schuhgröße 48. Hier war sogar der schlitzohrige Obertruppführer der Kleiderkammer mit seinem Latein am Ende, und das stereotype "paßt" blieb im diesmal im Halse stecken. Während er bei Schuhnummer 46 und 47 wenigstens noch den Versuch machte, etwas annähernd Passendes zu finden, mußte er vor der Schuhgröße von Kamerad Jungers kapitulieren, dem nichts anderes übrig blieb als sein eigenes Schuhwerk dazubehalten, bis seine Schuhgröße vorrätig war. Und tatsächlich, nach etwa 6 Wochen wurde Arbeitsmann Jungers auf die Kleiderkammer bestellt, um ein Paar riesige Schuhe und ein Paar noch riesigere Stiefel in Empfang zu nehmen. Beide, Schuhe und Stiefel, paßten nicht nur, sie waren sogar noch eine Nummer zu groß. Ihre Größe sollte noch manche Probleme heraufbeschwören. Beim Exerzieren, wenn wir Linksumkehrt übten und etwas gedrängt standen, stieß Arbeitsmann Jungers mit seinen langen Latschen seinem Nebenmann regelmäßig in die Hacken, was unsern Obertruppführer jedesmal zu der Bemerkung veranlaßte: "Jungers, Sie alter Salattreter, Sie!"

Ihren Platz hatten unsere Stiefel ganz unten im Spind. Bei offener Spindtür befanden sie sich so direkt im Blickfeld des wachhabenden Obertruppführers, der abends bei Stubenabnahme die Spinde kontrollierte und besonders darauf achtete, daß unsere Stiefel blank geputzt waren, und kein Staubkörnchen an ihren Sohlen haftete. Bei Stubenabnahme hatten auch die Stiefel von Jungers ihren Platz im offenen Spind, doch nach dem Abzug des Obertruppführers mußte ihr Besitzer für sie einen passenderen Platz suchen, denn die Stiefel verhinderten das Schließen der Spindtür; die Stiefel waren zu groß, oder umgekehrt, der Spind zu klein. So verschwanden die Stiefel von Jungers allabendlich unter seinem Strohsack, wo sie auch die meiste Zeit über verblieben, denn Stiefel durften nur in Ausnahmefällen, zum Beispiel bei einer Parade, getragen werden.

Eine solche Gelegenheit bot sich, als unsere sechsmonatige Arbeitsdienstzeit mit einer Lagerbesichtigung durch den Oberarbeitsführer des Gau Kassel ihren Abschluß fand. Im Laufe dieser Besichtigung hatten sämtliche Abteilungen auf dem Exerzierplatz vor dem Lager anzutreten. Zu der Zeit lag Kamerad Jungers mit Scharlach im Krankenrevier, und seine Stiefel ruhten an ihrem angestammten Platz unter dem Strohsack. Nun aber hatte ich bei der Kleiderausgabe zwei ungleiche Stiefel erhalten, von denen der linke zu klein war, so daß ich mir mit ihm jedesmal den linken Fuß wund lief. Was lag also näher, als mir für dieses eine Mal den linken Stiefel von Jungers auszuleihen, der jedenfalls groß genug war. Leider war er gegenüber dem rechten zu groß, und das sollte seine Folgen haben. Als der Befehl kam: erstes Glied 5, zweites Glied 3 Schritte vortreten, marsch, marsch!, öffneten sich die Reihen der angetretenen Abteilungen, und der Oberarbeitsführer, gefolgt von den Arbeitsführern der verschiedenen Abteilungen, schritt die einzelnen Glieder ab. Beim Inspizieren der Vorderfront des dritten Gliedes blieb er vor mir stehen, schaute auf meine Füße - wir standen in Habachtstellung - und brüllte mich an: "Mensch, nehmen Sie mal Ihren linken Fuß zurück!" Während ich gehorsamst den linken Fuß zurückzog, wendete der Oberarbeitsführer mit seinem Stab, - ich war Flügelmann im dritten Glied - um die Hinterfront abzuschreiten. Als linker Flügelmann hatte ich keine Zeit mehr, meinen linken Fuß wieder vorzuziehen, so daß dieser jetzt nach hinten zu weit vorstand. Und prompt kam von hinten der Befehl: "Mensch, nehmen Sie mal ihren linken Fuß vor!" Ich brachte meinen linken Fuß wieder in seine ursprüngliche Stellung und konnte noch froh sein, daß der Oberarbeitsführer mich nicht fragte, ob ich zwei ungleiche Füße hätte.

Sechs Monate Arbeitsdienst mitten im Krieg waren sechs Monate voller Streß, voller Entbehrungen, voller Schikanierungen und Demütigungen. Letztere gehörten zum System, und man ließ sie vor allem diejenigen fühlen, die auf irgendeine Weise aus der Masse hervorstachen. Gleich an einem der ersten Tage ließ man uns nach Feierabend, als wir todmüde von einem zwölfstündigen Arbeitstag unsere Baracken aufgesucht hatten, noch einmal antreten. "Wer ist Abiturient?" fragte der Feldmeister von der Reihe herangezogen zu werden, traten wir zu etlichen Abiturienten vor. Aber es sollte uns bald leid tun, denn prompt kam der Befehl an die Vorgetretenen: "Abrücken zum Fünfzylinderputzen!" Es war dies der Wehrmachtsausdruck für die Kompanielatrinen, die in Fünfergliedern angelegt waren. Doch hatte diese Episode mit dem Latrinenreinigen - der ganze übelriechende Inhalt mußte entleert und weggefahren werden - für mich auch eine heilsame Nachwirkung. Weder im Arbeitsdienst noch in der Wehrmacht gab ich mich je wieder als Abiturient aus. Das Beste war eben, man tauchte als "Schütze Arsch im letzten Glied" in der Anonymität der Masse unter. Sich durch irgendeinen Intelligenzakt hervorzutun, war sträflicher Leichtsinn. Es genügte schon, einen Satz zu beginnen mit: "Ich hatte gedacht", und schon kam die Antwort: "Das Denken überlassen Sie bitte den Pferden, die haben



einen dickeren Kopf." Denken war beim Kommiß nicht gefragt und Nachdenken schon gar nicht. Wahrscheinlich wurde man schließlich auch tatsächlich mit den Maßen gemessen, auf die man sich selbst nach außen zurechtstutzte. Wie sagte schon Heinrich Heine: „Jedermann hat das Recht, dumm zu sein.“

Was uns im harten Arbeitsdienstalltag am meisten zusetzte, war neben der ungewohnten körperlichen Arbeit und dem militärisch ausgerichteten Drill die mangelhafte, katastrophale Verpflegung. Das Kommißbrot war schlecht und steinhart und zudem streng rationiert, die Baustellensuppe, die wir mittags auf der Baustelle erhielten, war so dünn, daß auf ihr nicht mal ein Fettauge schwamm, die Pellkartoffeln mit Sauerkraut, die sozusagen zum täglichen Menü gehörten, stanken bei der Zubereitung auf 50 Meter gegen den Wind. Ein Teil der Kartoffeln, die in feuchten Bunkern gelagert waren, war schon angefault, was den Trupp vom Dienst, der nach dem harten Alltag auf der Baustelle noch zusätzliche Küchendienstarbeit zu verrichten hatte, nicht daran hinderte, sie unsortiert mit den anderen in einen großen Bottich mit Wasser zu werfen und sie dann in die großen Kochkessel einzufüllen. Eine Aussortierung der schlechten, verdorbenen Kartoffeln hätte einen zusätzlichen Aufwand an Arbeit verlangt, und zu diesem war nach den Strapazen eines langen Arbeitsdiensttages niemand mehr bereit oder überhaupt fähig. Der Geruch, den das Sauerkraut verbreitete, war kaum angenehmer. Bisweilen gab es als Gemüse Spinat, zumindest nach dem Speisezettel; in Wirklichkeit war es wohl eher ein Gemisch aus Brennesseln und Runkelrübenkraut.

Von zu Hause konnten wir einmal im Monat ein Paket erhalten, doch war das Höchstgewicht genau begrenzt, und das Paket mußte beim Empfang unter den Augen der Arbeitsdienstkameraden geöffnet werden. Eigentlich hätte der Inhalt unter den Stubenkameraden aufgeteilt werden müssen, doch blieb es bei einer diesbezüglichen Empfehlung, die aber nur ziemlich lasch befolgt wurde, sehr zum Leidwesen der reichsdeutschen Stubenkameraden, die allesamt aus dem Ruhrgebiet kamen, wo die Leute nichts zu verschicken hatten.

Es war nur natürlich, daß der dauernde physische Streß von morgens halb sechs bis abends zehn Uhr unsere Glieder lähmte und unsere Körper schlaff machte. Zwar erholt man sich in diesem Alter schnell, aber hierfür braucht man Ruhe und Schlaf. Die Zeit der Nachtruhe aber war bei uns knapp bemessen. Um meinen Nachholbedarf an Schlaf zu decken, half ich mir auf meine Weise. Wenn wir morgens nach 6 Uhr aus dem Lager ausrückten, brachte ich es fertig, auf dem 5 bis 6 km langen Fußmarsch zur Baustelle einzuschlafen und im Gleichschritt schlafend mit den anderen weiter zu marschieren. Eines Morgens - ich befand mich im ersten Glied auf dem rechten Flügel - muß ich wohl ziemlich fest gepennt haben, denn ohne wahrzunehmen, daß auf der Höhe unserer Baustelle die ganze Marschkolonne im rechten Winkel nach links abbog, marschierte ich auf dem rechten Flügel tapfer weiter, und ich wäre wohl auch noch ein Stück Weges so weiter marschiert, wenn nicht mein Hintermann, Paul Colette aus Rodange, mich nach ein paar Schritten mit einem kräftigen Stoß in den Rücken in die rauhe Wirklichkeit zurück befördert hätte. Zum Glück war unser Unterfeldmeister, der links neben der Kolonne marschierte, so klein und kurzbeinig, daß er nicht über die Köpfe seiner Arbeitsdienstmänner hinweg sah und so nicht wahrnahm, was auf dem rechten Flügel vor sich ging.

Auf unserem Marsch zur Baustelle und von der Baustelle zurück kreuzten wir oft lange Kolonnen von Kriegsgefangenen aus aller Herren Länder, vor allem Russen, und von politischen Häftlingen, unter denen die Juden durch den gelben Davidsstern, den alle tragen mußten, leicht zu erkennen waren. Es war uns streng und unter Strafe untersagt, mit diesen schemenhaften, ausgemergelten Gestalten

auch nur ein Wort zu wechseln oder ihnen gar ein Stück Kommißbrot zuzustecken. Erst nach dem Krieg, als die furchtbare Wirklichkeit der Konzentrationslager in all ihrer satanischen Grausamkeit offenbar wurde, konnten wir die ganze Tragik dieser von Hunger und Entbehrung, und oft schon vom Tod, Gezeichneten ermessen, die Frondienst in den unterirdischen Munitionsfabriken leisteten, die wir Arbeitsdienstmänner an der Erdoberfläche tarnten.

Gleich zu Beginn unserer Arbeitsdienstzeit wurden wir auf Führer, Volk und Vaterland vereidigt. In unserer Zwangslage hatten wir nur die Wahl, den Eid auf ein uns verhaßtes Regime abzulegen, einen Eid, der unter Zwang geleistet, für uns sowieso nicht bindend war, oder den Eid zu verweigern, was die sofortige Verhaftung durch die Gestapo nach sich zog. Etliche aufrechte Luxemburger Jungen ließen sich auch durch diese angedrohten Repressalien nicht einschüchtern und verweigerten den Eid, den sie mit ihrem geradlinigen Patriotismus für unvereinbar hielten. Wir sahen sie nie wieder. Vielleicht mußten sie ihre kompromißlose Haltung und ihren bedingungslosen Patriotismus mit ihrem Leben bezahlen.

Alle 8 bis 14 Tage hatten wir zwei Stunden politische Schulung im Tagesraum. Für manche von uns war dies eine willkommene Gelegenheit zum Pennen, vorausgesetzt, man war durch einen Vordermann mit breitem Rücken abgeschirmt. Aber wehe, wenn man auf eine Zwischenfrage des Kursleiters zum Unterrichtsstoff keine Antwort wußte oder die Antwort total daneben geriet.

Der Tagesraum gab auch den Rahmen ab für die zu jener Zeit noch ziemlich häufigen Sondermeldungen über Siege zu Land oder versenkte Bruttoregistertonnen zur See. Eines Abends, als wieder einmal der Rundfunk eine solche Sondermeldung durch Fanfarenklänge ankündigte, und wir zur Entgegennahme dieser Meldung den Tagesraum aufsuchen mußten, bemerkte Kamerad Reisdorff aus Lamadelaine ganz trocken: "Zu Nidderkuer as erem een an d'Bewegung gang." Von unseren Feldmeistern und Truppführern kannte zwar bestimmt keiner Niederkorn und dessen Bewohner, doch die Ironie dieser Glosse war nicht zu überhören, und Kamerad Reisdorff wurde vor den Oberfeldmeister beordert und ganz gehörig zusammengestaucht.

Zum Abschluß unserer sechsmonatigen Arbeitsdienstzeit fanden zwei Sportfeste statt, zuerst ein Lagersportfest mit den sechs Abteilungen des Lagers Drausmühle, und 14 Tage später ein Gausportfest, wo sämtliche Arbeitsdienstlager des Gau Kassel sich in leichtathletischen Wettkämpfen messen sollten. In einer Vorbereitungsphase wurden die Teilnehmer an diesen Wettkämpfen innerhalb der einzelnen Abteilungen ausgesucht und zu Trainingszwecken von der harten Arbeit auf der Baustelle entbunden. Die Aussicht auf diese achttägige Ruhepause war so verlockend, daß ich mich entschloß, mitzumachen. Ich wurde auch tatsächlich ausgewählt, und zwar für den Staffellauf, den wir nicht nur auf dem Lagersportfest, sondern 14 Tage später auch auf dem Gausportfest gewannen. Dieser sportliche Erfolg war so nachhaltig, daß meine letzten Tage im Arbeitsdienst entschieden erträglicher waren als meine ersten, die mit Kohlpflanzen am Pfingstmontag - zur Strafe dafür, daß ich gleich bei unserem ersten Ausgang am Pfingstsonntag über den Zapfen gehauen hatte - begonnen hatten.

Am 25. September 1942 wurden wir schließlich nach Hause entlassen, wo der Gestellungsbefehl zur Wehrmacht bereits auf einen Teil von uns wartete. Die ersten Wehrpflichtigen wurden am 15. Oktober 1942 zur Infanterie eingezogen. Ich befand mich nicht unter diesen ersten Eingezogenen, wahrscheinlich weil ich einige Monate später zur Luftwaffe eingezogen werden sollte. Ich wartete also zu Hause auf

meinen Gestellungsbefehl, als in der zweiten Oktoberhälfte der Direktor der Lehrerbildungsanstalt, die damals im Pensionnat St<sup>e</sup> Anne in Ettelbrück untergebracht war, bei meinem Vater in dessen Eigenschaft als Förster von Schieren und Ettelbrück anfragte, ob er die Schüler der L. B. A. auf einem Reviergang beim Bucheckersammeln einweisen könne. In den Kriegsjahren wurden nämlich sämtliche Schulen zum Sammeln von Bucheckern herangezogen, die zur Ölgewinnung dienten. Bei dieser Gelegenheit fragte mein Vater den Direktor der Anstalt, Herrn Staar, ob er in seiner Schule keinen Platz mehr habe für einen Schüler, der das Abitur habe und seinen Arbeitsdienst abgeleistet habe. Herr Staar zeigte viel Entgegenkommen, und zwei Tage später saß ich als regulärer Schüler auf der obersten Klasse der L. B. A., die ich am 31. März 1943 als angehender Lehrer mit dem vierten Rang abschloß.

Inzwischen war im Januar 1943 mein Gestellungsbefehl zur Luftwaffe eingetroffen, doch da ich so kurz vor dem Abschlußexamen stand, wurde ich bis nach dem Examen zurückgestellt. Anfang April erhielt ich sofort eine Anstellung als Junglehrer in Nocher, Gemeinde Goesdorf, wo eine Schule mit 36 Kindern, verteilt auf sieben Klassen, seit Monaten ohne Titular war. In Kost und Logis war ich bei Familie Jans in Nocher, aus der später eine Tochter nach Goesdorf ins Café Flammang heiratete. Doch sollte meine Tätigkeit als Volksschullehrer in Nocher nur von sehr kurzer Dauer sein. Bereits in den Osterferien erhielt ich meinen Gestellungsbefehl, und diesmal kam eine Zurückstellung nicht mehr in Frage. Immerhin hatte mein Intermezzo in der L. B. A. meine Einberufung zur Wehrmacht um drei Monate hinausgezögert.

Eingezogen wurde ich in die Luftwaffenkaserne Augsburg, wo ich mich am 28. April 1943 einzufinden hatte. Hier wurden die neuen Rekruten eingekleidet und anschließend mit der Bahn in Richtung Westen in Marsch gesetzt. Als Transportmittel dienten Viehwaggons, die 8 Pferde oder 40 Mann aufnehmen konnten. Nach einer mehrtägigen Fahrt, die immer wieder von längeren Aufenthalten in den Verschiebebahnhöfen wichtiger Eisenbahnknotenpunkte unterbrochen wurde, da kriegswichtige Transporte Vorfahrt hatten, überfuhren wir die belgische Grenze in Richtung Brüssel. In Mechelen (Malines), auf halbem Weg zwischen Brüssel und Antwerpen, war Endstation. Wir bezogen Quartier in einer früheren belgischen Reiterkaserne direkt neben dem Fußballstadion des F. C. Malines. Hier erhielten wir unsere Grundausbildung als Infanteristen, die zwei Monate dauerte und ziemlich hart und aufreibend war. Gleich zu Anfang wurden wir auf Führer, Volk und Vaterland vereidigt, wobei mir als linkem Flügelmann der Kompanie die höchst zweifelhafte Ehre zufiel, stellvertretend für die ganze Kompanie vorzutreten, die Hand auf die Regimentsfahne zu legen und den Fahneneid zu leisten. Ich tat es mit sehr gemischten Gefühlen und in der Überzeugung, ein in meiner Zwangslage geleisteter Eid sei sowieso nicht bindend.

Nach Abschluß unserer Grundausbildung als Infanteristen wurden wir von Mechelen nach St. Brieux an der Nordküste der Bretagne versetzt. Hier bezogen wir ein altes Lyzeum im Zentrum der Stadt, das zu einer Kaserne umfunktioniert worden war. Gegenüber lag ein öffentlicher Platz, der uns als Exerzierplatz diente. Neben Exerzieren war unser militärischer Alltag ausgefüllt mit Schanzarbeiten, welche die Deutschen zur Befestigung der französischen Atlantikküste durchführten.

Im übrigen war St. Brieux nur eine Zwischenstation auf dem Weg von unserer Infanterie- zur Luftwaffenausbildung, sei es als Flugzeugführer, Beobachter oder Bordfunker. Von den Luxemburgern waren in St. Brieux drei zusammen geblieben: Polo Hoffeld aus Luxemburg, Aloyse Schmitz aus Junglinster und ich, und wir blieben auch zusammen, als nach etwa drei Wochen ein Teil der Kompanie erneut



versetzt wurde. Diesmal war das Ziel unserer Versetzung Lyon, wo die Luftwaffe eine Bordfunkerschule hatte, die in einer riesigen früheren Ausstellungshalle am Nordrand der Stadt zwischen Rhône und Stadtpark untergebracht war. Die Eisenbahnfahrt von St. Briex nach Lyon - diesmal in Personenwagen der französischen Eisenbahnen - führte über Paris, wo wir mit der Metro von der Gare de Montparnasse zur Gare de Lyon fuhren, und wo wir zum ersten Mal Tuchfühlung mit französischen Zivilisten bekamen, die uns im übrigen überhaupt nicht beachteten.

Die Ausbildung als Bordfunker umfaßte drei Stufen zu je drei Monaten, sowie zum Abschluß einen sechswöchigen Lehrgang als MG-Schütze. Das ergab insgesamt eine Ausbildungszeit von knapp einem Jahr. Inzwischen war es August geworden, und die Engländer und Amerikaner waren auf Sizilien und etwas später in Unteritalien gelandet. Die Eventualität eines späteren Feindeinsatzes als Bordfunker bereitete uns im Augenblick also nicht allzu große Sorgen.

Auf der Bordfunkerschule hatten wir einen leichteren Dienst als in den vorangegangenen Monaten unserer Rekrutenzeit. Vier Wochentage waren ausschließlich der theoretischen Ausbildung vorbehalten, die sich in Morsekurse und Gerätelehre aufteilte, ein Wochentag blieb für Geländedienst und Exerzieren. Am Samstag morgen war Revierreinigen, und ab Mittag hatten wir frei bis zum Montag morgen. Allerdings mußte immer die Hälfte der Kompanie übers Wochenende als Bereitschaftstruppe in der Kaserne bleiben für den Fall, daß Sabotageakte der französischen Resistenz, deren Zentrum Lyon war, einen schnellen Einsatz erforderlich machten. Zum Glück für uns Luxemburger war der größere Teil der Kompanie sowieso nicht so sehr an Ausgängen interessiert wie wir, denen Lyon mehr zu bieten hatte als den der französischen Sprache unkundigen Reichsdeutschen.

Tatsächlich waren wir Luxemburger in diesen Spätsommer- und Herbsttagen des Jahres 1943 viel unterwegs. Eines Tages erlebte ich bei einem solchen Ausgang eine riesengroße Überraschung. Als ich von einer Trambahnlinie in die andere wechseln wollte, stand ich urplötzlich einem früheren Klassenkameraden aus dem Diekircher Kollesch, Ferd Urlings aus Wiltz, gegenüber, der sich genau wie mehrere andere Klassenkameraden frühzeitig in den damals unbesetzten Südteil Frankreichs abgesetzt hatte und so einem Gestellungsbefehl zu Arbeitsdienst und Wehrmacht zuvorgekommen war. Wir konnten beide nur mit Mühe unsere Verblüffung verbergen und vereinbarten ein weiteres Zusammentreffen, dem noch weitere folgen sollten. Begegnungen mit anderen Luxemburger Refraktären, die sich nach Frankreich in Sicherheit gebracht hatten und in Lyon, mit falschen Papieren versehen, untergetaucht waren, schlossen sich an. Hier bot sich mir auf einmal die Möglichkeit, zu gegebener Zeit Zivilkleider zu bekommen und von der Truppe zu desertieren, und ich war fest entschlossen, diese Möglichkeit auch zu nutzen, sobald die Zeit hierzu gekommen war.

Doch es sollte anders kommen. Am 30. Oktober 1943 - es war dies ein Samstag, und wir waren beim Revierreinigen - betrat unser Oberfeldwebel Jantke, ein Berliner, unsere Stube, rief mich beiseite und teilte mir mit, ich würde am nächsten Tag, also am Tag vor Allerheiligen, versetzt. Es war dies ein äußerst ungewöhnliches Verhalten eines Oberfeldwebels einem gemeinen Soldaten gegenüber. Normalerweise wurde man im Falle einer Versetzung erst kurz vorher benachrichtigt, so daß gerade Zeit genug blieb, um das Marschgepäck zu packen und anschließend auf der Schreibstube den Marschbefehl entgegenzunehmen. Diese vertrauliche Mitteilung war mehr als eigenartig und wohl nur dadurch zu erklären, daß ich bei den gelegentlichen Einkäufen des Oberfeldwebels in Lyon, dem Zentrum der



französischen Seidenindustrie, ihm als Dolmetscher diente, was zu einem etwas persönlicherem Verhältnis geführt hatte. Auf meine erstaunte Frage: "Wohin denn?" gab Oberfeldwebel Jantke mir eine Antwort, die jedenfalls nicht für die Ohren derer bestimmt war, die sie direkt anging: "Es liegt ein Regimentsbefehl vor, nach dem alle Elsässer, Lothringer, Luxemburger und Saarländer zurück ins Reich versetzt werden." Hiermit war für mich die Aussicht, beim Vorrücken der Alliierten in Lyon unterzutauchen, auf einen Schlag zunichte gemacht.

Ich habe mich später natürlich oft gefragt, welches wohl der Grund für diesen Regimentsbefehl war, der uns aus Frankreich verbannte. Hierzu kann ich nur Mutmaßungen anstellen. Möglicherweise läßt das zeitliche Zusammentreffen von Ereignissen, die sich in jenen Tagen in Südfrankreich abspielten, hier einen kausalen Zusammenhang erkennen. In Montpellier waren in einer Infanterieeinheit Pläne und Vorbereitungen 22 junger Luxemburger zu desertieren, durch Denunziation eines Luxemburger Verräters aufgedeckt worden, was zur sofortigen Verhaftung und späteren Hinrichtung dieser Unglücklichen führte. Wahrscheinlich wurde man sich im Anschluß an diese Ereignisse höheren Orts der Kontaktmöglichkeiten mit der Zivilbevölkerung bewußt, die luxemburgische, lothringische oder elsässische Wehrmachtsangehörige auf Grund ihrer Sprachkenntnisse hatten, und der Gefahr für die militärische Zucht und Ordnung, die hieraus resultierte.

Ich war also jetzt auf einmal unvermutet vor die folgenschwere Alternative gestellt, entweder zurück ins Reich versetzt zu werden, was beim weiteren Vorrücken der Russen an der in Bewegung geratenen Ostfront als die erste Etappe auf dem Wege zu einem späteren Fronteinsatz im Osten angesehen werden konnte, oder die Zeit, die mir noch in Lyon blieb, zu nutzen um dort zu desertieren. Die Wahl fiel mir nicht schwer, zumal ich auf die Unterstützung einiger Kameraden aus dem Milieu der Luxemburger Refraktäre in Lyon rechnen konnte. Ich wußte, wo ich einen von ihnen, der bereit war, mir im Falle einer Desertion Zivilkleider zu beschaffen, treffen konnte, doch eröffnete mir dieser bei unserer Zusammenkunft in den frühen Nachmittagsstunden, er allein könne eine so schwerwiegende Entscheidung nicht treffen, das würden andere tun. Am Abend sollte ich mir den Bescheid auf der Place de la République im Zentrum von Lyon abholen. Bis zum Abend verblieben mir noch einige Stunden, die ich dazu benutzen wollte, eine Kirche aufzusuchen und vor diesem entscheidenden Schritt zur Beichte zu gehen. Es war, wie schon bemerkt, zwei Tage vor Allerheiligen. Ich stieg zur Eglise Notre-Dame de Fourvière am rechten Rhôneufer hoch und wollte eben in die prachtvolle, im neobyzantinischen Stil erbaute Kathedrale eintreten, als ich auf der Vortreppe mit einem geistlichen Herrn zusammentraf, der sich ebenfalls anschickte die Kirche zu betreten. Ich fragte ihn auf französisch, ob ich bei ihm zur Beichte gehen könne, und, als er bejahte, folgte ich ihm zum Beichtstuhl. Da ich noch nie auf französisch gebeichtet hatte, fragte ich meinen Beichtvater, ob ich mich der deutschen Sprache bedienen könne, und war etwas erstaunt, als meinem Anliegen sofort stattgegeben wurde. Nach der Beichte - wir waren noch immer im Beichtstuhl - nahm unser Gespräch eine etwas persönlichere Note an, als mein Beichtvater an mich die Frage richtete: "Welcher Landsmann sind Sie denn?" worauf ich zur Antwort gab: "Ich bin Luxemburger." Und prompt kam von der anderen Seite des Gitters im Beichtstuhl die nächste Frage, diesmal auf luxemburgisch: "A vu wo bas du dann?" Ich war so überrascht, daß es mir fast die Sprache verschlug. "Ech si vun Schieren" war meine Antwort. Nach einer Weile, im Verlauf derer offensichtlich jeder von uns beiden sich fragte, ob er unser Zwiegespräch, das eine so überraschende Wendung genommen hatte, weiterführen und ihm eventuell eine vertraulichere Note geben solle, stellte ich meinerseits die direkte Gegenfrage: "A ween sid Dir dann?" und erhielt zur Antwort: "Mein Num as

Reckinger aus dem Konvikt." Mein Beichtvater in der Eglise Notre-Dame de Fourvière war also kein anderer als Monseigneur Reckinger, Direktor des Konvikts, der genau wie mehrere andere geistliche Herren, unter ihnen auch der spätere Bischof von Luxemburg Léon Lommel, nach Frankreich ins damals noch unbesetzte Gebiet ausgewiesen worden war, da er wie seine geistlichen Mitbrüder nicht die Gewähr bot, wie es seinerzeit in der offiziellen deutschen Amtssprache hieß.

Die Stunde der Begegnung mit Monseigneur Reckinger war eine der entscheidenden, folgeschweren Stunden, derer ich im Verlauf meiner Kriegsjahre mehrere haben sollte. Hätte ich gewußt, welcher unerwarteten Verlauf meine Zusammenkunft am Abend auf der Place de la République mit Luxemburger Refraktären nehmen sollte, so wäre ich wahrscheinlich gegenüber Monseigneur Reckinger aufgeschlossener gewesen, und wer weiß, vielleicht hätte auch ich auf die Unterstützung dieses geistlichen Herrn zählen können, die er auch anderen jungen Luxemburgern zukommen ließ, wie ich nach dem Krieg erfuhr. So aber blieb es bei dieser schicksalhaften Begegnung am Spätnachmittag des 30. Oktober 1943 in der Eglise Notre-Dame de Fourvière.

Am Abend kam es dann zu der vereinbarten Begegnung auf der Place de la République. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich hier auf einmal zwei früheren Mitschülern aus dem Diekircher Kollesch gegenüberstand, beide aus Ettelbrück, die sich bereits vor der Einberufung zum Arbeitsdienst nach Frankreich abgesetzt hatten. Sie eröffneten mir, wenn ich in Lyon desertieren wolle, könnten sie mein Vorhaben nicht unterstützen, da in diesem Fall mit einer groß angelegten Suchaktion von deutscher Seite zu rechnen sei. Ich solle, wie vorgesehen, am nächsten Tag von Lyon abfahren, auf der nächsten Station den Urlaubszug verlassen und mit der Bahn nach Lyon zurückkehren. Ein solches Unterfangen war glatter Selbstmord und konnte daher für mich nicht in Frage kommen. So wurde mir im letzten Augenblick eine Tür vor der Nase zugeschlagen, die ich bereits weit offen gewähnt hatte, und das ausgerechnet von zwei früheren Kommilitonen.

Nach dieser bitteren Enttäuschung blieb mir also nichts weiter übrig, als am nächsten Tag schweren Herzens Lyon zu verlassen, wo ich bis zu dem Zeitpunkt gehofft hatte, das Ende des Krieges abwarten zu können. Am späten Nachmittag des folgenden Tages, dem Vorabend von Allerheiligen, nahmen wir zu etwa einem Dutzend Lothringer, Elsässer, Saarländer und Luxemburger auf der Schreibstube unsere Marschbefehle in Empfang. Wir waren vier verschiedene Gruppen, die nach vier Bordsfunkerschulen zurück ins Reich versetzt wurden; es waren dies Halle, Königgrätz, Pocking bei München und Diwenov bei Peenemünde. Jede Gruppe erhielt einen kollektiven Marschbefehl ausgehändigt. Wir Luxemburger waren zu dritt, die alle drei nach Peenemünde sollten. Es waren dies: Aloyse Schmitz aus Junglinster, Polo Hoffeld aus Luxemburg und ich. Von diesen drei Mann lag Polo Hoffeld krank im Revier in Lyon, so daß die Gruppe der Luxemburger auf zwei Mann reduziert war. Unser Marschbefehl nach Diwenov gab als Reiseroute an: Lyon, Mühlhausen, Diwenov. Hierbei stach der Name Mühlhausen besonders in die Augen. Mühlhausen war zwar nicht Luxemburg, aber immerhin. Soweit von Mühlhausen nach Luxemburg war es nun auch wieder nicht. Wie wäre es, wenn wir versuchen würden, auf Umwegen von Mühlhausen nach Luxemburg zu gelangen? Das waren die Überlegungen, die wir zwei Luxemburger anstellten, nachdem wir spätabends gegen 11 Uhr am Bahnhof Lyon-Perrache unseren Zug bestiegen hatten. Das Problem war nur: wir hatten keine Zeit gehabt, Vorbereitungen im Hinblick auf ein solch gewagtes Unternehmen zu treffen; wir mußten also improvisieren. Und hier schien uns die altbewährte Masche, von der wir in Arbeitsdienst und Wehrmacht mehr als einmal ausgiebig Gebrauch gemacht hatten,

nämlich uns so doof zu stellen, wie der Kommiß dies gerade noch zuließ, immer noch die beste und, im Falle eines Mißlingens unseres Plans, die am wenigsten risikoreiche. Wer konnte uns schon einen Strick daraus drehen, daß unsere Kenntnisse in deutscher Geographie nicht bis Diwenov reichten? In Mühlhausen mußten wir auf jeden Fall passieren, das stand ja auf unserem Marschbefehl. Aber dann? Na, dann würden wir weiter sehen. In Mühlhausen angekommen, stiegen wir aus und ließen den Fronturlauberzug in Richtung Frankfurt weiterfahren. Von jetzt ab galt es, jeden weiteren Schritt genau zu überlegen und keinen Fehler zu machen, denn die geringste Unüberlegtheit konnte ins Auge gehen. Von Mühlhausen aus nahmen wir in den frühen Morgenstunden von Allerheiligen erst einmal einen Bummelzug nach Straßburg. Es war fast Mittag, als unser Zug in Straßburg einlief. Wir gingen daher erst einmal in die Wehrmachtskantine am Bahnhof Essen fassen, was wir ohne Bedenken tun konnten, da hierbei kein Ausweis verlangt wurde. Von Straßburg aus bekamen wir einen Bummelzug nach dem elsässischen Saarburg und von dort aus einen anderen nach Metz. In Metz hatten wir Anschluß nach Diedenhofen. Mit jedem Umsteigen rückte die Heimat näher, stieg in uns die nervliche Anspannung. Sollte der Coup tatsächlich gelingen? Bis jetzt jedenfalls war noch nichts schiefgelaufen. Allerdings blieb noch die letzte Etappe von Diedenhofen nach Luxemburg zu bewältigen, und auf dieser Strecke war eine Kontrolle jedenfalls nicht auszuschließen. Wir ließen es darauf ankommen und nahmen die letzten 20 km nach Luxemburg in Angriff. Unser Zug war wieder ein Bummelzug. Wir hatten Glück und bekamen zwei Sitzplätze links und rechts direkt neben der Außentür des Abteils. Das gab uns ein zusätzliches Sicherheitsgefühl, denn bei einer Panne waren wir fest entschlossen, einer Festnahme durch einen Sprung aus dem fahrenden Zug zuvorzukommen. Wir wurden auch tatsächlich an der französisch-luxemburgischen Grenze kontrolliert, aber nicht von der Wehrmachtspolizei - außer uns befanden sich kaum Wehrmachtsangehörige im Zug - sondern von der Bahnpolizei. Doch auch diesmal hatten wir Glück. Als die zwei Bahnpolizisten nach unseren Ausweisen fragten, reichten wir ihnen kurz entschlossen unsere Soldbücher, die natürlich in Ordnung waren, und warteten gespannt auf weitere Anweisungen. Doch die Aufforderung, auch unseren Marschbefehl vorzuzeigen, kam nicht. Man reichte uns unsere Soldbücher zurück, grüßte und ging weiter. Wir atmeten erst einmal tief auf. Wir hatten es tatsächlich soweit geschafft. Die voraussichtlich letzte Hürde auf unserer improvisierten Heimfahrt nach Luxemburg war genommen. Es war spät abends, als wir im Bahnhof Luxemburg einfuhren, gerade noch rechtzeitig, um den Elfuhrzug nach Ettelbrück zu erreichen. Wir hatten eine 24stündige Eisenbahnfahrt hinter uns, im Verlauf derer wir insgesamt sechsmal umgestiegen waren.

Aloyse Schmitz wollte in Lorentzweiler aussteigen. Vor seiner Einberufung zur Wehrmacht hatte er geheiratet, und seine Frau war bei seinem Einrücken zur Wehrmacht im Elternhaus geblieben, einem großen Gehöft in Weyer bei Altlinster. Für einen nächtlichen Fußmarsch mit Marschgepäck von Lorentzweiler nach Weyer hatte Aloyse nicht viel übrig. Vielleicht hatte auch der reibungslose Ablauf unserer bisherigen Odyssee ihn etwas übermütig gemacht. Jedenfalls war Aloyse nicht davon abzubringen, aus reiner Bequemlichkeit ein zusätzliches Risiko einzugehen. Er umging die Bahnhofssperren und rief aus einer Telefonzelle seinen Schwager an, um ihn mit der Pferdekutsche zum Bahnhof von Lorentzweiler zu bestellen. Unmittelbare Folgen hatte diese Eskapade nicht, doch sollte sie Nachwirkungen haben. Das spätabendliche Telefongespräch wurde nämlich im Postamt von Junglinster abgehört, und bereits am nächsten Morgen hatte es sich im Dorf herumgesprochen, Aloyse sei auf Urlaub gekommen. Von den näheren Umständen dieses Urlaubs hatte Aloyse in seinem nächtlichen Telefongespräch wohlweislich nichts gesagt.



Ich war vorsichtiger als Aloyse. Ich wollte bis Colmar-Berg mitfahren, mußte aber in Dommeldingen zusehen, wie ein Arbeiter aus meinem Heimatdorf Schieren zustieg, der im Hüttenwerk Eich-Dommeldingen arbeitete und von der Nachmittagsschicht kam. Ich reagierte sofort, verdeckte mein Gesicht mit dem angewinkelten Arm und stellte mich schlafend. Allerdings durfte ich jetzt in Colmar-Berg auch nicht zusammen mit meinem Gegenüber aussteigen. Ich wartete daher ab, bis der Mann ausgestiegen war und sprang dann im Schutze der Dunkelheit aus dem anfahrenden Zug. Mein Ziel war der Mathgeshof, ein allein liegendes Gehöft an der Straße von Schieren nach Schrondweiler, das man vom Bahnhof Colmar-Berg aus auf Waldwegen in einer guten Stunde erreichen konnte. Hier wollte ich versuchen, Unterschlupf zu finden, zumal ich wußte, daß bereits vor meiner Einberufung zur Wehrmacht Refraktäre auf dem Hof ein Versteck gefunden hatten. Ich konnte in meiner augenblicklichen Lage nur hoffen, daß man auch mich nicht abweisen würde, denn ich wußte sonst niemanden, den ich um Hilfe hätte bitten können.

Mein Vater, Förster in Schieren, war fünf Tage vorher mit der ganzen Familie in das Revier Bennerstedt in die Lüneburgerheide zwangsversetzt worden. In unser Haus in Schieren war ein reichsdeutscher Revierförster, ein eingefleischter Nazi, eingezogen. Zu dieser Zwangsversetzung war es gekommen, weil mein Vater eine Anweisung der Forstverwaltung in Diekirch, in den Gemeindewaldungen von Schieren zusätzliches Nutzholz zu Kriegszwecken zu schlagen, dadurch umgangen hatte, daß er, anstatt das geforderte Holz einzuschlagen, 200 Festmeter Eichenstämme abgeliefert hatte, die bereits zwei Jahre im Wald lagerten, da sie von ihrem Ansteigerer nicht abgefahren worden waren. Durch diese lange Lagerung hatte die Qualität des Holzes erheblich gelitten, und als der Abnehmer deswegen auf dem Forstamt in Diekirch reklamierte, waren die Tage meines Vaters als Förster in Schieren gezählt. Er mußte mit der ganzen Familie den Weg der Deportation gehen.

Diese Zwangsversetzung hatte mir einerseits die Entscheidung zu desertieren leicht gemacht, da eine Umsiedlung der Familie als Repressalie nun nicht mehr zu befürchten war. Diese Sippenhaft hielt viele Wehrpflichtige davon ab, vor der Einberufung oder später unterzutauchen. Von diesem Gewissenskonflikt hatte mich die Deportation meiner Familie also befreit. Andererseits hätte ich die Hilfe meiner Eltern nie dringender gebraucht als gerade jetzt. Und diese Hilfe, die meine Eltern mir nicht gewähren konnten, fand ich bei Familie Emile Hoffmann-Metz auf dem Mathgeshof. Herr und Frau Hoffmann, die Großeltern mütterlicherseits ~~des~~ *von Kirschen* Europadeputierten Charles Goerens, haben in den Kriegsjahren einer ganzen Reihe von jungen Luxemburgern - etwa 20 an der Zahl - Unterschlupf gewährt und manche luxemburgischen Familien in der Zwangsumsiedlung durch karitative Hilfsaktionen massiv unterstützt.

Bei meiner Ankunft auf dem Mathgeshof - es war mittlerweile halb zwei Uhr - mußte ich lange warten, bis mir die Haustür geöffnet wurde, und ich sollte gleich anschließend erfahren weshalb. Im Hause selbst befanden sich vier Refraktäre, die, durch mein nächtliches Anklopfen aufgeschreckt, bereits das Schlimmste befürchtet hatten. Es waren dies: Pierre Neuberg und Rino Chemelli aus Esch-Alzette sowie Jules Niclou und Camille Wintersdorff aus Differdingen respektive Niederkorn. Erstere waren durch Vermittlung von Madame Ernie Reitz, einer sehr verdienstvollen Resistenzlerin aus Esch-Alzette, letztere durch Herrn Schwinnen, Bahnhofsvorsteher in Colmar-Berg, auf den Mathgeshof gekommen. Diese Vierergruppe war also auf einmal über Nacht um eine Einheit gewachsen. Ich bekam eine Bettstelle in ihrer Kammer zugewiesen und war fortan einer der ihren.



Die vier Kameraden aus dem Minette halfen tagsüber in den Ställen oder bei Waldarbeiten in einer abgelegenen Lohhecke, wo sie kaum Gefahr liefen, irgendwann jemandem zu begegnen. Mit mir wollte man dieses minimale Risiko einer zufälligen Begegnung nicht eingehen, da ein Ortsansässiger mich zweifellos sofort erkannt hätte. Ich hatte daher Hausarrest und ging Frau Hoffmann bei ihrer Haushaltsarbeit zur Hand, so gut ich konnte.

Um Neujahr 1944 vergrößerte sich unsere kleine Schicksalsgemeinschaft noch einmal um eine Einheit. Der Neuankömmling war kein anderer als mein früherer Stubenkamerad aus Lyon, Aloyse Schmitz. Dieser hatte nach einer zweitägigen Zwischenstation in Weyer bei der Familie seiner Frau, am dritten oder vierten November, seine in Mühlhausen unterbrochene Fahrt nach Diwenov fortsetzen müssen, da die Nachricht seiner Ankunft sich durch seine eigene Unvorsichtigkeit bereits am darauffolgenden Tag in der ganzen Gemeinde verbreitet hatte. Es blieb ihm einfach keine andere Wahl, wenn er die Familie seiner Frau nicht der Gefahr von Repressalien aussetzen wollte. Und es gelang ihm tatsächlich wider Erwarten, von Luxemburg aus unbehelligt mit einem Wehrmarchzug nach Diwenov zu gelangen. Eigenartigerweise zog seine verspätete Ankunft keine Disziplinarmaßnahmen nach sich. Auch die Tatsache, daß er als einziger mit einem Marschbefehl eintraf, der für drei Mann ausgestellt war, hatte für ihn keine negativen Folgen. Einige Wochen später kam seine Frau nieder, und diesmal bekam er richtigen Urlaub. Während dieses Urlaubs starb das Kleinkind, und Aloyse fragte in Diwenov einige Tage Nachurlaub an. Da aber von dort vor Ablauf seines regulären Urlaubs keine Antwort eintraf, nahm er Zuflucht zu einem Mittel, das vor ihm bereits andere junge Luxemburger unmittelbar vor ihrer Einberufung zur Wehrmacht mit mehr oder weniger Erfolg ausprobiert hatten, zum Mittel der Selbstverstümmelung. Sein Schwager fuhr ihm mit einem voll beladenen Mistkarren über den Fuß und brachte ihn anschließend nach Luxemburg ins Lazarett. Dort machte man jedoch kurzen Prozess und schickte ihn mit seinem bandagierten Fuß geradewegs nach Diwenov. Als Begleiter gab man ihm einen Obergefreiten mit, der ihn gegen Empfangsbestätigung auf der Schreibstube seiner Kompanie abzuliefern hatte. Doch war diesmal Aloyse nicht zu spät, sondern zu früh gekommen, denn auf der Schreibstube empfing man ihn mit der Mitteilung, es sei ihm ja noch drei Tage Nachurlaub bewilligt worden. Also fuhr er zusammen mit seinem Leibwächter a. D. mit dem nächsten Zug nach Luxemburg zurück. Diesmal aber wollte er nichts mehr dem Zufall überlassen. Tags darauf sprach sein Schwiegervater auf dem Mathgeshof vor und fragte an, ob man dort Aloyse nicht für etliche Wochen aufnehmen könne, und zwar solange, bis daß in Weyer nicht mehr mit einer Hausdurchsuchung durch die Gestapo zu rechnen sei. Da man es auf dem Mathgeshof nicht gewohnt war, in solchen Fällen nein zu sagen, waren wir tags darauf statt zu fünf nun zu sechs. Doch sollte sich einige Wochen später herausstellen, daß diese Entscheidung, Aloyse für ein paar Wochen Unterschlupf zu gewähren, für uns alle keine glückliche war.

Ich habe mich später oft gefragt, warum man in Diwenov beim verspäteten Eintreffen von Aloyse am dritten oder vierten November 1943 so lasch, respektive bei meinem Nichteintreffen überhaupt nicht reagierte. Jedenfalls wurden bei uns zu Hause nie Nachforschungen nach mir angestellt. Meine Eltern erhielten sogar am Anfang jeden Monats bis zum September 1944 mein Gehalt als Junglehrer abzüglich meines Wehrsoldes ausbezahlt. Was war hier schiefgelaufen? War man sich vielleicht in Lyon oder in Diwenov nachträglich des Fehlers bewußt geworden, den man begangen hatte, als man uns Beutegermanen ohne Begleitpersonal in die Weiten des großdeutschen Reiches entließ? Wollte man vielleicht jeder nachträglichen

Untersuchung in diesem Zusammenhang aus dem Wege gehen dadurch, daß man die Sache einfach unter den Teppich kehrte?

Auf dem Mathgeshof verliefen inzwischen die Tage und Wochen im gewohnten Alltagstrott. Die Gefahr gehörte längst zum Alltag, und wir hatten uns daran gewöhnt mit ihr zu leben. Wir feierten zusammen mit Familie Hoffmann Weihnachten und Neujahr, ebenso wie den Großherzogsgeburtstag am 23. Januar. Diesen feierte unser Bauer auf seine Weise. Am Morgen des 23. Januar legte er sich die rotweißblaue Schärpe, die er all die Jahre vor dem Krieg als Schöffe von Schieren getragen hatte, über die Schulter, zog den Mantel darüber und machte sich zu Fuß auf den 3 km langen Weg ins Dorf, wo er in diesem Aufzug bis spät abends sämtliche Gastwirtschaften besuchte.

Es wurde Februar, und wir sahen erwartungsvoll dem Frühling entgegen, wo allgemein mit einer Landung der Alliierten in Frankreich gerechnet wurde. Doch sollten wir diese nicht mehr auf dem Mathgeshof erleben. Bekanntlich stumpft der alltägliche Umgang mit der Gefahr ab, was verhängnisvoll werden kann, wenn die gebotene Vorsicht nachläßt, oder sie ganz außer acht gelassen wird. Ein sicheres Versteck auf dem Hof hatten wir nicht. Ein Notversteck über dem Pferdestall lag zu weit abseits und war nur über eine Leiter zu erreichen, wozu im Fall einer plötzlichen Gefahr kaum Zeit genug geblieben wäre. Eine solche Gefahr hatte schon einmal das unvorhergesehene Erscheinen der Gestapo auf dem Hof heraufbeschworen, doch hatte diese dank der Kaltblütigkeit von Madame Hoffmann gebannt werden können. Als die Gestapo in den Hof einfuhr, war Kamerad Jules Niclou gerade dabei, den Hofplatz zu fegen. Beim Anblick der Gestapoleute geriet er so außer Fassung, daß er den Besen fallen ließ und Hals über Kopf davon rannte. Verwundert und argwöhnisch geworden durch dieses verdächtige Benehmen wollte die Gestapo von Madame Hoffmann wissen, was dieses fluchtartige Wegrennen zu bedeuten habe. Ohne mit der Wimper zu zucken antwortete die schlagfertige Bäuerin, der Junge sei ein psychisch leicht gestörter Kranker aus der Heilanstalt in Ettelbrück, der etwas menschen scheu sei und gelegentlich auf dem Hof aushelfe. Tatsächlich arbeiteten solch harmlose Patienten der Heilanstalt bisweilen im Außendienst, und die Gestapo gab sich mit dieser Antwort zufrieden. Kamerad Niclou mußte es sich in der Folgezeit allerdings noch oft gefallen lassen, wegen dieses so trefflich von Madame Hoffmann skizzierten Portraits von uns gehänselt zu werden.

Ohne Folgen blieb auch eine Eskapade von Aloyse Schmitz, der ohne Wissen der Familie Hoffmann mit einem auf dem Hof entwendeten Fahrrad eine nächtliche Spritzfahrt zu seiner Frau nach Weyer machte.

Viel folgenschwerer war ein Zwischenfall, der unserem Aufenthalt auf dem Mathgeshof ein jähes Ende bereiten sollte, und der sich Anfang Februar 1944 zutrug. Am ersten Dienstag eines jeden Monats ist in Ettelbrück großer Markttag. In den Vorkriegsjahren und auch während des Krieges nahmen die Bauern der ganzen Umgebung mit Vorliebe diese Gelegenheit wahr, um ihre Geschäfte zu erledigen und sich anschließend in einem Café zu einem Plausch zusammzusetzen, der sich oft bis in die Abendstunden hinzog. Unser Bauer ließ nie einen solchen Monatsmarkt aus, auch nicht im Krieg, was zur Folge hatte, daß die Kameraden, die im Wald arbeiteten, an diesem Tag nicht kontrolliert wurden. Diesen Freiraum nutzten Pierre Neuberg und Aloyse Schmitz zu einem Abstecher auf ein Nachbargehöft, den Seilerhof, um dort zu versuchen, einige Zigaretten und etwas Tabak zu bekommen. Rauchwaren waren nämlich im Krieg knapp und nur über Bezugskarten zu erhalten. Unsere zwei Musketiere bekamen tatsächlich ihre Rauchwaren, aber als sie nach einer halben Stunde abzogen, hatten sie mehr

ausgeplaudert, als für unsere Sicherheit auf dem Mathgeshof gut war. Am selben Abend erzählte Pierre Neuberg mit entwaffnender Offenheit von dem seiner Meinung nach gelungenen Abstecher auf den Seilerhof. Mich traf fast der Schlag. Als Ortsansässiger wußte ich, daß die Beziehungen der Leute vom Seilerhof zu denen vom Mathgeshof nicht gerade die allerbesten waren. Ich schlief schlecht, denn ich sah mich urplötzlich vor die Alternative gestellt, entweder zwei Kameraden zu verpfeifen oder bei eventuellen Folgen dieser unüberlegten Eskapade mich durch mein Schweigen mitschuldig zu machen. Dieses Risiko wollte ich auf keinen Fall auf mich nehmen, und so entschloß ich mich, am nächsten Morgen Madame Hoffmann einzuweihen. Diese reagierte sofort. Sie ließ alles stehen und liegen und schickte den Knecht aus, um ihren Mann vom Feld heim zu holen. Dieser ließ auf der Stelle die fünf Kameraden, die bereits zu ihren Waldarbeiten ausgerückt waren, zurückrufen und verprügelte erst einmal die beiden Ausreißer, bevor er sie im Heuschober über dem Kuhstall einschloß.

Von da an nahmen die Ereignisse ihren unerbittlichen Lauf. Am frühen Nachmittag erschienen bereits Madame Reitz und Herr Schwinnen auf dem Hof, um ihre Schützlinge in Empfang zu nehmen und sie in ein anderes Versteck zu bringen. Zur selben Stunde wurde Aloyse Schmitz von seinem Schwiegervater abgeholt. Ich hatte niemanden, der mich hätte abholen können, und wollte daher versuchen, bei Verwandten unterzukommen. Und ich hatte Glück. Die Familie meiner Tante mütterlicherseits, Familie Wagner-Wolff, 92, rue du Parc in Düdelingen, erwies sich als Helfer in der Not und war bereit mich aufzunehmen. Am späten Nachmittag nahm ich den Zug nach Düdelingen, aber nicht von Colmar-Berg, sondern von Cruchten aus, wo ich kaum Gefahr lief, erkannt zu werden, und traf in den frühen Abendstunden in der rue du Parc in Düdelingen ein. Hier teilte ich fortan das geräumige Mansardenzimmer mit meinem Vetter Remy Wagner, der zwar wehrpflichtig, aber wegen einer beim Fußballspiel erlittenen Knieverletzung noch einige Monate vom Wehrdienst zurückgestellt war.

Auf dem Mathgeshof war nach unserem überstürzten Abzug wieder die Normalität des Alltags eingekehrt, die aber nicht lange dauern sollte. Acht Tage, nachdem wir den Hof Hals über Kopf hatten verlassen müssen, fuhr in den frühen Morgenstunden eine motorisierte Kolonne Gestapomänner vor und umstellte den ganzen Hof. Sie begannen sofort mit deutscher Gründlichkeit, alle Räumlichkeiten, vom Keller bis zum Speicher, sowie alle Ställe und Scheunen zu durchsuchen. Der Bauer war gerade dabei, auf dem Speicher ein zuvor geschlachtetes Schwein zu verschneiden. Ein Gestapomann, der sofort auf den Speicher gestürzt war, schnauzte ihn an: "Was, Sie haben auch noch schwarz geschlachtet?" Die Schwarzschlachtung war im Krieg ein schweres Vergehen und wurde dementsprechend auch streng bestraft. Doch unser Bauer war nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Mit seiner gewohnten stoischen Ruhe und Bedächtigkeit gab er zur Antwort: "Nee, ich hab' ne Bescheinigung", was natürlich nicht stimmte. Doch die Gestapo interessierte sich in dem Augenblick weniger für ein eventuell schwarz geschlachtetes Schwein, aber immerhin soviel, daß nach einer mehrstündigen, intensiven und natürlich ergebnislosen Haussuchung eines der erlesensten Stücke vom Schwein, nämlich der Schweinsrücken, "de Jud", verschwunden war, ein Verlust, der unseren Bauern zwar ärgerte und den er in seiner kargen Ausdrucksweise mit den kernigen drei Worten kommentierte: "Dei h.... Preisen!", den er aber im übrigen leichten Herzens verschmerzt haben soll.

Nach dem Abzug der Gestapo stellte man sich auf dem Mathgeshof natürlich die Frage, ob es einen kausalen Zusammenhang zwischen dem Abstecher der beiden Kameraden auf den Seilerhof und der Hausdurchsuchung auf dem Mathgeshof



gegeben habe. Diese Frage konnte nie beantwortet werden. Sollte es diesen Zusammenhang nicht gegeben haben, so hatten wir alle, Familie Hoffmann genauso wie wir sechs Refraktäre, ein unverschämtes Glück, denn eine Fluchtmöglichkeit hätte es nicht gegeben, und von uns allen wäre wohl keiner dem Tod entgangen.

Für Familie Hoffmann war diese so glimpflich abgelaufene Hausdurchsuchung - meine Fliegerklamotten lagen noch auf dem Hof und wurden erst nachträglich vernichtet - zwar eine Warnung, aber keine Abschreckung. Mit einem Einsatz, den man schon nicht mehr als Patriotismus, sondern schon fast als Fanatismus bezeichnen kann, nahm sie schon einige Wochen später auf dem Hof wieder Refraktäre auf, diesmal aber nicht mehr im Haus selbst, sondern in Bunkern in den umliegenden Waldungen.

Bei meiner Tante in Düdelingen war ich von Anfang an vor ein anderes Problem gestellt. Meine Tante beschäftigte wochentags eine junge italienische Haushaltshilfe, die nach meiner Ankunft die Anweisung erhielt, im Mansardenzimmer bis auf weiteres nicht mehr reinezumachen. Diese ohne irgendeine zusätzliche Erklärung gegebene Anordnung mußte natürlich dem jungen Mädchen Anlaß zu Vermutungen und vielleicht auch zu Verdächtigungen geben. Die Frage war nur: wie würde es darauf reagieren? Diese Ungewißheit beschäftigte mich tagtäglich und war mir schließlich doch zu groß, um mich in Düdelingen sicher fühlen zu können. So reifte im Laufe der nächsten Wochen in mir der Entschluß, meinen Eltern und Geschwistern in die Lüneburger Heide zu folgen, wohin mein Vater vier Monate zuvor zwangsversetzt worden war. Für diese lange Eisenbahnfahrt - zirka 750 km - aber brauchte ich eine neue Identität, denn ich mußte damit rechnen, daß unterwegs meine Personalien kontrolliert würden, und ich wußte nicht, ob nicht nach mir gefahndet wurde. Hier kam mir der Umstand zu Hilfe, daß mein Vetter Remy Wagner, Jahrgang 1921, wegen seiner noch nicht ausgeheilten Knieverletzung vorläufig von der Einberufung zur Wehrmacht zurückgestellt war, eine Tatsache die in seinem Wehrpaß eingetragen war. Sollte es mir gelingen, in diesem Paß sein Foto durch meins zu ersetzen, so war diese neue Identität mir Sicherheit genug für die lange Reise. Das Austauschen der beiden Fotos war allerdings nicht so einfach. Der Wehrpaß trug, zum Teil auf weißem Untergrund, zum Teil auf dem Paßfoto meines Veters, einen amtlichen Stempelabdruck mit Reichsadler und der Aufschrift: "Wehrbezirkskommando Luxemburg". Beim Austauschen der beiden Fotos mußte also der Teil des Stempelabdrucks auf dem Lichtbild fachgerecht kopiert werden, eine Arbeit eher für einen Grafiker als für einen Laien wie mich. Doch ich wußte mir zu helfen. Ich bat meine Cousine Yvonne, die im Büro des staatlichen Veterinäramts in Luxemburg arbeitete, sich nach Büroschluß einen Stempel derselben Größe nebst Stempelkissen auszuleihen. Auf diesem Stempel klebte ich den ersten Teil der Aufschrift: "Staatliches Veterinäramt Luxemburg", die kreisförmig den Reichsadler umrahmte, mit Klebepapier zu und drückte den so amputierten Stempel auf mein Paßfoto auf, indem ich darauf achtete, daß sich die beiden Teile des Reichsadlers auf dem Paß und dem Foto nahtlos aneinanderfügten. Jetzt fehlte nur noch der erste Teil der Aufschrift: "Wehrbezirkskommando Luxemburg". Dieser Teil, in gotischer Schrift, mußte von Hand nachgezeichnet werden, eine minuziöse Arbeit, die eine peinliche Genauigkeit erforderte. Doch der Aufwand an Zeit und Geduld lohnte sich, die Fälschung geriet über Erwarten gut. Das herausgenommene Foto meines Veters versteckte ich unter der Decksole meines Schuhs, fügte es nach Ankunft in der Lüneburger Heide wieder in den Wehrpaß ein und schickte diesen ohne Angabe des Absenders an seinen rechtmäßigen Besitzer zurück, der das Ding ja noch brauchte.



Mit meiner neuen Identität glaubte ich, das Risiko der langen Eisenbahnfahrt nach Norddeutschland auf mich nehmen zu können. Es war Mitte März 1944, als ich in Düdelingen den Zug bestieg. In Bettemburg, wo ich umsteigen mußte, stand unter den wartenden Reisenden auf dem Bahnsteig auch ein Gestapomann in Uniform mit einem riesigen Reisekoffer, der wohl zu einem großen Teil mit gehamsterten Lebensmitteln gefüllt war. Ich pflanzte mich ganz in seiner Nähe auf, und, als der Zug nach Frankfurt, Göttingen, Berlin einlief, half ich ihm, den schweren Koffer in sein Abteil zu hieven. Alles andere ergab sich dann von selbst. Ich setzte mich ihm gegenüber, und wir tauschten auch mal einige belanglose Worte. So vergingen die Stunden, und wir erreichten schließlich Göttingen, ohne daß ein Bahnpolizist unser Abteil betreten hatte. Die kleine Dienstleistung auf dem Bettemburger Bahnhof hatte sich gelohnt. In Göttingen mußte ich umsteigen und hatte noch einmal eine mehrstündige Eisenbahnfahrt vor mir, die ebenfalls ohne Zwischenfall verlief. Als der Zug den Bahnhof von Ülzen, der letzten Station vor Lüneburg, verließ, löste sich bei mir die nervliche Anspannung der vergangenen Stunden. Jetzt, so kurz vor dem Ende meiner Fahrt, durfte einfach nichts mehr schiefgehen. Ich schloß mich daher kurz entschlossen in der Toilette ein, die ich erst wieder verließ, als der Zug in Lüneburg einfuhr. Es war gegen elf Uhr morgens. Ich war mehr als 24 Stunden unterwegs gewesen.

Mein nächstes Ziel war die Goetheschule in Lüneburg, wo meine beiden um 9 respektive 10 Jahre jüngeren Brüder zur Schule gingen, wie ich aus dem letzten Brief meiner Eltern erfahren hatte. Es war dies der einzige, leicht zu lokalisierende Anhaltspunkt, den ich auf der Suche nach meinen Eltern und Geschwistern hatte. Hier bezog ich dem Ausgang gegenüber Stellung und wartete, bis die Schüler um 12h30 die Schule verließen. Meine Eltern und Geschwister wußten nichts von meiner Desertion und waren völlig ahnungslos. Obschon seit mehr als vier Monaten kein Brief, keine Nachricht von mir eingetroffen waren, dachten sie sich nichts dabei, zumal mein Gehalt als Volksschullehrer jeden Monat weiter ausbezahlt wurde. Tatsächlich wurde nie nach mir gefahndet, und meine Familie blieb völlig unbehelligt. Für diesen mehr als ungewöhnlichen Leerlauf der deutschen Bürokratie fand ich auf all die Fragen, die ich mir nachträglich hierzu stellte, nur eine Erklärung: weder in Lyon noch in Diwenov war man der Sache nachgegangen, um bei einer späteren Untersuchung nicht selbst mitverantwortlich gemacht zu werden. Übrigens waren wir Luxemburger nicht die einzigen, die die Gunst der Stunde nutzten um zu desertieren, denn auf unserer Bahnfahrt durchs Elsaß sahen wir im Bahnhof von Schlettstadt einen unserer elsässischen Kameraden aussteigen, der dort genau so wenig zu suchen hatte wie wir.

Vor der Goetheschule in Lüneburg brauchte ich nicht lange zu warten. Der Ältere meiner beiden Brüder, Josy, erschien als erster am Ausgang. Ich zog ihn in eine Seitenstraße und vereinbarte mit ihm für den Nachmittag ein Treffen, zu dem er zusammen mit unserem jüngeren Bruder, Léon, mit dem Fahrrad kommen sollte. Einer von beiden sollte mit der Bahn, einer Schmalspurbahn nach Art unseres Jangely, die von Lüneburg hinaus in die Heide fuhr, zurückfahren und mir sein Fahrrad überlassen, der andere sollte auf Sichtweite vorausfahren und mir so als Wegweiser zum Forsthaus Bennerstedt dienen, das etwa auf halbem Weg zwischen den Ortschaften Scharnebeck und Brietlingen mitten in einem mehrere hundert Hektar großen Waldkomplex lag. Für diese Fahrt wollte ich den Zug nicht benutzen, da mein Aussteigen am Bahnhof von Scharnebeck bestimmt nicht unbemerkt geblieben wäre. Die etwa 12 km lange Fahrradtour verlief ohne Zwischenfall. Zwar kreuzten wir unterwegs einen Gendarmen, der ebenfalls mit dem Fahrrad unterwegs war, doch sah dieser in seiner wohlbeleibten Behäbigkeit nicht aus, als ob er uns hätte gefährlich werden können.

Im Forsthaus Bennerstedt bezog ich das geräumige Mansardenzimmer im Dachgeschoß, dessen Fenster zum Garten gerichtet war, und das von der Außenwelt ziemlich abgeschirmt war. Das Forsthaus lag an der Kreuzung zweier Wege, der Verbindung von Scharnebeck nach Brietlingen und eines Waldweges, der vom Neetzekanal am Forsthaus vorbei nach Fischhausen, einem isolierten Gehöft am Ufer der Neetze führt. Die Neetze ist ein linker Nebenfluß der Elbe, der gegenüber von Lauenburg in diese mündet, und von dem vor dem Bennerstedter Forst ein Kanal, der Neetzekanal, abzweigt. Sämtliche Waldwege im Bennerstedter Forst sind schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogen, denn das Land ist flach wie eine Tischplatte. Zu beiden Seiten sind diese Waldwege von zwei Meter breiten und ein bis anderthalb Meter tiefen Wassergräben begrenzt. Das hatte den Vorteil, daß man diese Wege kilometerweit einsehen konnte, der Nachteil bei der Sache aber war, daß es unmöglich war, einem Entgegenkommenden auszuweichen. Motorisierte Fahrzeuge kamen nur sehr selten vorbei.

Durch seine Lage bot mir das Forsthaus also eine relativ große Sicherheit. Sollte aber das Haus umstellt werden, so saß ich darin fest wie in einer Mausefalle. Dieser Gefahr konnte ich nur begegnen, wenn ich im Hause selbst ein sicheres Versteck fand. Beim Suchen nach einem solchen Schlupfwinkel stieß ich in der Räucherammer, die meinem Mansardenzimmer im Dachgeschoß gegenüber lag und einen direkten Zugang zum Treppenhaus hatte, auf einen Kamin, der in der Mitte der Mauer gegenüber der Eingangstür durchs Dach ins Freie führte. Dieser Kamin hatte ein quadratisches Profil, dessen Seitenlänge etwa 50 cm betrug. Außerdem besaß er zur Seite der Räucherammer eine Öffnung, die durch einen verstellbaren Schieber aus Blech je nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden konnte. War der Schieber offen, blieb der Rauch in der Räucherammer zurück, war er geschlossen, zog der Rauch nach außen ab. Das eigenartige an diesem Kamin war, daß er weder innen noch außen aus der aus roten Ziegeln gebauten Mauer hervorsprang. Folglich mußte entweder die ganze Mauer, in die er eingelassen war, 50 bis 60 cm dick sein, was äußerst unwahrscheinlich war, oder aber es waren zu beiden Seiten des Rauchfangs zwei getrennte Ziegelwände hochgezogen worden, die einen Hohlraum entsprechend der Breite des Kamins umschlossen. Die Räucherammer selbst, die direkt unter dem Dach lag, war mit dicken Brettern aus Kiefernholz verkleidet, die durch eine Lehmschicht abgedichtet waren. Diese Holzverkleidung war entsprechend dem Dach im oberen Teil schräg, bis sie ab einer Höhe von etwa 60 cm senkrecht zum Fußboden verlief. Außerhalb der Räucherammer verblieb also, zwischen dem senkrechten Teil der Holzverkleidung und dem Dach, ein Zwischenraum, der die Form eines rechtwinkligen Dreiecks hatte. Dieser Durchlaß, der zur Seite des Treppenhauses offen war, war gerade groß genug, um robbend hindurch kriechen zu können. Am hinteren Ende war er genau wie die Räucherammer durch eine Ziegelwand abgeschlossen, aber sonderbarerweise um 50 cm länger als erstere. Unmittelbar vor dieser Wand löste ich mit einer kleinen Handsäge ein Brett aus dem senkrecht abfallenden Teil der Verschalung und stellte fest, daß vom Kamin bis zur Verschalung tatsächlich ein Hohlraum vorhanden war, groß genug, um bequem darin stehen zu können. Sollte es mir gelingen, einen versteckten Zugang zu diesem Schlupfwinkel zu schaffen, war das ideale Versteck gefunden. In mühevoller Kleinarbeit löste ich ein Brett nach dem anderen aus der Wandverkleidung, bis ich eine Öffnung von ungefähr 50 mal 50 cm geschaffen hatte. Die herausgeschnittenen Bretter fügte ich dann wieder zu einem Türchen zusammen, das man von innen mit einem Riegel abschließen konnte. Den schmalen Spalt zwischen Türchen und Verkleidung verdeckte ich mit einem senkrechten Kantholz, das einen toten Winkel bildete, der den Türspalt verbarg. Die

Arbeit lohnte sich, denn als ich fertig war, war es sogar im Lichte einer Taschenlampe unmöglich, hier eine Veränderung festzustellen.

Erst jetzt fühlte ich mich vor jeglicher unliebsamen Überraschung sicher. Mit diesem Sicherheitsgefühl war es allerdings vorbei, als wir ab Mitte Februar 1945 das Haus mit Ostflüchtlingen teilen mußten. Zu diesem Zeitpunkt wurde Ostpreußen vor den anrückenden Sowjetrussen evakuiert. Meine Eltern erhielten eine junge Soldatenwitwe mit ihrem dreijährigen Sohn zugewiesen, die mein Mansardenzimmer bezog, während für mich auf der Rückseite des Hauses ein Zimmer freigemacht wurde, das keinen direkten Zugang zum Flur hatte, und das von jetzt ab tagsüber abgeschlossen war. Durch diesen Umstand war mein Versteck im Dachgeschoß für mich wertlos geworden, denn sein Zugang führte an der Zimmertür unserer neuen Untermieterin vorbei. Zum Glück gab es in den kommenden zwei Monaten keinen Anlaß es aufzusuchen, und auch diese mißliche Lage wurde überstanden.

In Düdelingen sollte mein mehrwöchiger Aufenthalt bei meiner Tante auf N° 92, rue du Parc, noch ein Nachspiel haben. Eines Morgens fuhr ein Auto vor, dem mehrere Männer in Zivil entstiegen. Sie klingelten an der Haustür, und, als ihnen geöffnet wurde, schauten sie ohne irgendeine Erklärung in jedes Zimmer, in jeden Schrank, unter jedes Bett und verließen das Haus genauso wortlos, wie sie es betreten hatten. Ich hatte mich also nicht zu früh aus Düdelingen abgesetzt.

Im Forsthaus Bennerstedt stellte meine Anwesenheit die Familie vor keine größeren Probleme, solange wir das Haus für uns allein hatten, wobei uns dessen Abgeschiedenheit mitten in der Heide, wo, wie Hermann Löns schreibt, Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen, natürlich sehr gelegen kam. Die Tage verliefen in harmonischem Gleichklang, der durch keinen Mißton getrübt wurde. Als aber am 6. Juni 1944 die Alliierten in der Normandie gelandet waren, wuchs die Spannung der Erwartung und mit ihr auch die Ungeduld, vor allem, nachdem am 10. September Luxemburg befreit worden war. So wurden die Herbst- und Wintermonate 1944-1945 zu langen Monaten des Wartens und der Erwartung. Hinzu kam ab Dezember 1944 die Ungewißheit über die Lage in Luxemburg während und nach der Rundstedtoffensive. Inzwischen flogen die alliierten Bombergeschwader über uns hinweg ihre nächtlichen Einsätze weiter gegen Ziele in Deutschland. Immer öfter färbte sich der nördliche Horizont in einem gespenstischen Rot, wenn Hamburg wieder einmal Ziel eines dieser Angriffe war, und die Bombeneinschläge den Himmel über uns erzittern ließen.

Der Winter 1944-1945 war eisig kalt, und der Bennerstedter Forst klirrte vor Kälte. Der nächtliche Winterwald bot mir ideale Bedingungen für längere Waldgänge, wobei ich immer den Drilling meines Vaters geladen und entsichert unter dem Arm trug. Zum Glück brauchte ich nie davon Gebrauch zu machen. Eines Abends allerdings hatte ich im Wald eine unerwartete Begegnung. Auf dem Rückweg ins Forsthaus bemerkte ich plötzlich auf dem Waldweg, der vom Forsthaus Bennerstedt nach Fischhausen führt, eine Silhouette, die mir entgegenkam. Wegen der tiefen Wassergräben zu beiden Seiten des Weges war an ein Ausweichen nicht zu denken. Ich hielt den Kolben des Drilling fest an mich gepreßt und konnte nichts anderes tun als abwarten, wie der Unbekannte, der mir entgegenkam, sich verhalten würde. Das erste, was ich in der Dunkelheit bei ihm ausmachte, war eine Schirmmütze, wie sie auch von der Infanterie getragen wurde. Ich befürchtete schon das Schlimmste und atmete erleichtert auf, als ich erkannte, daß mein Gegenüber keine Uniform trug. Als wir fast auf gleicher Höhe waren, blieb er stehen und fragte mich: "Wer sind Sie?" Nach einer Weile eisigen Schweigens kam von mir statt einer Antwort die knappe Gegenfrage: "Wer sind Sie denn?" "Mein Name ist Dittmer,



Fischhausen", war die Antwort. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Jetzt wußte ich wenigstens, wer mein Gegenüber war: der Bauer von Fischhausen, der sich verspätet hatte und auf dem Nachhauseweg war. Von mir kam kein weiteres Wort mehr. Dieses beharrliche Schweigen muß wohl meinem Gegenüber unheimlich vorgekommen sein, denn plötzlich hatte er es sehr eilig. Am nächsten Tag kam er zu meinem Vater und erzählte ihm von seiner nächtlichen Begegnung. Diese Vertrauensseligkeit beruhigte mich, denn offensichtlich hatte der Mann nicht die leiseste Ahnung von der Identität seiner flüchtigen Bekanntschaft im Dunkel der vorausgegangenen Nacht.

Ein Erlebnis einer ganz anderen Art bescherte mir ein Herbstabend des Jahres 1944. Zur Fischhausener Seite lag zwischen Wald und Neetze eine grüne Wiesenlandschaft, bisweilen unterbrochen von Feldern, die bestellt und im Herbst abgeerntet wurden. Auf einem dieser Felder hatte ein Bauer aus Brietlingen Kohlrüben gepflanzt, die bei den Hasen des Reviers regen Zuspruch fanden. Ich hatte von meinem Vater die Erlaubnis erhalten, einen Hasen zu schießen, natürlich unter Berücksichtigung aller gebotenen Vorsichtsmaßnahmen, und wollte mich gerade bei Anbruch der Dämmerung am Waldrand ansetzen, als ich bemerkte, daß ich nicht allein war. Vor dem Wald hütete eine blonde Maid von 17 oder 18 Jahren eine Herde Kühe. Sie spielte auf einer Ziehharmonika und sang dazu. Ich konnte mich natürlich nicht bis zum Waldrand vorwagen, solange nicht das Mädchen mit seinen Kühen abgezogen war. Daher setzte ich mich, gut vom Unterholz abgeschirmt, unter einen Baum und wartete ab. Die junge Muse konnte natürlich nicht ahnen, daß ihre Romanze einen versteckten Zuhörer gefunden hatte, und daß sie so ungewollt zur Circe geworden war, vor allem als sie ein Lied anstimmte, das es in sich hatte, und das so begann:

*Droben am Baume,  
da hängt 'ne Pflaume,  
die möcht ich gem' haben*

....

Ich mußte mir schon einen gehörigen Ruck geben, um ruhig unter meinem Baum sitzen zu bleiben und zu warten, bis die Dorfschöne mit ihren Kühen abgezogen war. Den Hasen, auf den ich mich angesetzt hatte, habe ich an diesem Abend denn doch noch geschossen.

Im übrigen war die Umgebung von Schamebeck eine sehr ruhige ländliche Gegend, die vom Krieg noch nicht gezeichnet war. Mit dem Vorrücken der Alliierten an der Ost- und Westfront machte sich mehr und mehr unter den vielen, vor allem polnischen Kriegsgefangenen, die in den bäuerlichen Betrieben beschäftigt waren, eine gewisse Unruhe bemerkbar, begleitet von einer gespannten Erwartung, der Erwartung der Befreiung, die sich von Tag zu Tag steigerte. Am 20. April 1945, Hitlers Geburtstag, war es dann endlich soweit: die Engländer waren da.

Acht Tage zuvor hatte es für uns noch eine böse Überraschung gegeben: wir erhielten Einquartierung im Forsthaus, einen ganzen Regimentsstab von etwa 50 Mann. Von dem Augenblick an herrschte bei uns höchste Alarmstufe. Mein Zimmer, das ich zwei Monate zuvor bezogen hatte, war zum Glück nur durch ein zweites vom Flur aus zu erreichen. Von nun an blieb nicht nur die Tür abgesperrt, sondern auch die Gardinen blieben geschlossen. Die Aussicht auf die unmittelbar bevorstehende Befreiung half uns, auch diesmal die Nerven zu bewahren und auch diese letzte Gefahr zu meistern. Am 18. April räumte die Wehrmacht die Elbniederung, und wir waren zwei Tage Niemandsland.



Beinahe hätte der letzte Tag vor der Befreiung mir noch verhängnisvoll werden können. Am Vormittag klingelte es an unserer Haustür. Da die Wehrmacht tags zuvor abgezogen war, öffnete ich ahnungslos die Tür. Vor mir stand ein Hauptmann der Panzertruppe in schwarzer Uniform und verlangte Zivilkleider, um so einer Gefangennahme durch die Alliierten zu entgehen. Ich antwortete ihm, wir hätten keine Kleider zu verschenken, worauf der Hauptmann seine Pistole zog und auf mich richtete. Ich wechselte die Gesichtsfarbe. Hatte ich mich nach anderthalb Jahren sorgfältigster Vorsichtsmaßnahmen einige Stunden zu früh aus der Anonymität meines Deserteurdaseins hervorgewagt? Nach einigen Augenblicken eisiger Stille senkte der Hauptmann seine Waffe, murmelte etwas vom Verrat der Heimatfront und zog ab.

Der Morgen des 20. April brachte dann endlich die lang ersehnte Befreiung. Über den Verbindungsweg von Scharnebeck nach Brietlingen fuhren schwere englische Shermanpanzer heran in Richtung Brietlingen. Etwas später kam eine Patrouille und fragte, ob wir Waffen im Haus hätten. Im Lauf des Vormittags fuhr eine motorisierte Kolonne, befehligt von einem Captain, vor dem Forsthaus vor und forderte uns auf, das Haus zu verlassen; die ganze linksseitige Elbniederung sei Frontgebiet. Am rechten Elbufer um Lauenburg, das höher liegt als das linksseitige, versuchten nämlich die letzten Reste der geschlagenen Wehrmacht, ein Übersetzen der Engländer zu verhindern, und wir liefen Gefahr, unter direkten deutschen Beschuß zu geraten. Diese Maßnahme der Engländer traf uns um so härter, da wir gezwungen waren, unser Haus sofort zu verlassen, und wir nur das Allernötigste mitnehmen konnten. Doch damit nicht genug. Die Engländer waren gegenüber der Zivilbevölkerung schrecklich mißtrauisch, und sie machten auch uns gegenüber trotz unserer Beteuerungen, wir seien keine Deutschen sondern Luxemburger, keine Ausnahme. Sie durchwühlten das ganze Haus und stöberten in allen Winkeln herum. Schließlich fanden sie ein Foto von mir aus meiner Rekrutenzeit, das ich aus Mechelen nach Hause geschickt hatte. Ich versuchte ihnen klar zu machen, ich sei seit 1943 aus der Wehrmacht desertiert und hätte mich die letzten 14 Monate bei meinen Eltern versteckt, sie glaubten mir nicht, setzten meinen Vater und mich auf einen Jeep und brachten uns in ein Durchgangslager für Kriegsgefangene nach Scharnebeck. Am nächsten Tag wurde ich von der englischen Militärpolizei verhört. Zum Glück gehörte dieser Gruppe ein Belgier an, der die Verhältnisse in Luxemburg kannte, und wenigstens hier schenkte man mir Glauben. Zur Bennerstedt konnten wir, mein Vater und ich, allerdings nicht mehr zurück, sie gehörte inzwischen zum Frontgebiet.

Während unserer Abwesenheit hatten meine Mutter und meine drei Geschwister die nötigsten Habseligkeiten zusammengerafft, da sie gezwungen waren, das Haus Hals über Kopf zu verlassen. Dieses wurde nach ihrem Abzug gründlich geplündert und später in einem unbeschreiblichen Zustand zurückgelassen. Nach einem mehrstündigen Fußmarsch fanden sie jenseits des Neetzekanals vor der Ortschaft Erbsdorf in einer großen Feldscheune eine Notunterkunft, die sie mit etwa zweihundert Flüchtlingen aus den umliegenden Ortschaften und Gehöften teilten. Hier fanden wir uns im Laufe des nächsten Tages alle wieder zusammen und führten die folgenden acht Tage mit den übrigen Evakuierten ein wahres Zigeunerleben.

Ich wartete unsere Rückkehr zur Bennerstedt gar nicht mehr ab. In Lüneburg hatte die englische Kommandantur bereits damit begonnen, den Rücktransport der alliierten Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter, Deportierten und politischen Häftlinge zu organisieren. Ich hatte Glück und konnte gleich mit dem ersten Transport, der nach Belgien abfuhr, die Heimfahrt antreten. Wir waren insgesamt 1.000 Mann, 999

Belgier und ich. Als Transportmittel dienten Armeefahrzeuge. Es war eine Fahrt mit vielen Hindernissen, die 14 Tage dauerte. Vieles mußte unterwegs organisiert, vieles improvisiert werden. Nachts schliefen wir in ausgebombten Fabrikhallen auf Brettern, wenn wir überhaupt welche fanden. An Weser und Rhein wurden wir mit Fähren übergesetzt. Durch Südolland erreichten wir die holländisch-belgische Grenze. In ~~Ath bei Brüssel~~ <sup>Brüssel und Lüttich</sup> hatten wir einen längeren Aufenthalt, dessen Ursache uns bald klar wurde. Am Tag nach unserer Ankunft ließ man uns in Reih und Glied antreten, und man befahl uns, den Oberkörper zu entblößen und die Arme zu heben. Es sollte sich schnell herausstellen, daß hier keine Turnstunde abgehalten wurde. In der Wehrmacht hatten auch belgische Freiwilligenverbände gekämpft, unter ihnen die Legion Degrelle. Die Mitglieder dieser Legion trugen, genau wie die Leute der SS, unter dem Arm eine Tätowierung, die ihnen jetzt zum Verhängnis wurde. Die so Gezeichneten wurden sofort abgesondert und verhaftet. Nach Abschluß dieser Säuberungsaktion konnten wir dann die Weiterfahrt antreten, diesmal mit der Eisenbahn. In Lüttich wurde ein neuer Konvoi zusammengestellt, dem auch KZ-Häftlinge angehörten. Über Gouvy kamen wir nach Ulflingen, wo bereits eine große Menschenmenge auf den einfahrenden Zug wartete. Mitglieder der Widerstandsorganisationen in improvisierten Uniformen rissen die Abteiltüren auf und fragten jeden, wann er das Land verlassen habe. Alle, die sich Anfang September 1944 vor den anrückenden Amerikanern abgesetzt hatten, wurden sofort in separate Abteile gesetzt, die von außen verschlossen wurden. Im Bahnhof von Luxemburg wiederholte sich dieses Schauspiel mit dem Unterschied, daß die wartende Menge noch viel größer und viel aggressiver war, und daß die in all den Kriegsjahren angestaute Wut gegen Nazikollaborateure sich in einem Hagel von Hieben und Schlägen entlud.

Letzte Station unserer Odyssee war die Aldringerschule, wo wir zuerst medizinisch untersucht und entlaust wurden. Es war Freitag, der 18. Mai, zwei Tage vor Pfingsten, als wir mit 500 Franken Taschengeld nach Hause entlassen wurden. Ich fuhr nach Schieren, wo ich unser Haus, das während der Rundstedtoffensive wochenlang amerikanischen Soldaten als Quartier gedient hatte, nicht gerade in allerbestem Zustand vorfand. Im Augenblick kümmerte mich das recht wenig. Erst einmal feierte ich drei Tage lang Kirmes und holte das nach, was genau fünf Jahre zuvor dem Krieg zum Opfer gefallen war.

So schloß sich nach genau fünf Jahren der Kreis meiner Erinnerungen mit dem Krieg und mit allem, was er an Demütigungen und Leiden, an Drangsalen und Schrecken nach sich zog. In den mehr als fünfzig Jahren, die seither vergangen sind, habe ich mir oft die Frage gestellt: War das alles, was du erlebt hast, Schicksal, oder war es Gottes Fügung? Wer von uns, die wir diese schicksalsschweren Jahre überlebten, wird sich die gleiche Frage nicht oft in besinnlichen Stunden gestellt und nach einer Antwort gesucht haben? Ganz gleich, zu welcher Antwort ein jeder von uns gekommen ist, eines steht fest: Nie waren wir Gott näher, oder besser gesagt, nie war Gott uns näher als in jenen Jahren, die uns allen, ob Zwangsrekrutierten, Deserteuren oder Refraktären, ihren Stempel aufgedrückt haben, und die viele von uns, viel zu viele, mit ihrem Stigma gezeichnet haben.

